„Amor 100".

Skizze von Josef Laugl.

Die kleinen Herrenabende bei „Meyers" zeichneten sich durch Ungezwungenheit und Gemütlichkeit aus. Den alten Herrn plagte das Podagra, er kam wenig unter die Leute; die Frau des Hauses ließ sich aber gern etwas erzählen; deshalb wurden die guten Freunde zu einem gemütlichen Plausch eingeladen. Da saßen sie im lustigen Gartenpavillon beisammen und ergötzten sich beim vorzüglichen Mahl in heiterem Diskurse. Zuweilen tauchten dann auch neue Persönlichkeiten auf, welche, zumeist von den ständigen Gästen eingeführt, etwas zu erzählen hatten, denn darauf kam es ja in erster Linie an. Zum Inventar der Gesellschaft gehörten selbstverständlich die Honoratioren des Städtchens; beim heutigen Abend aber waren zwei Gäste erschienen, Ingenieur Meindard, der die neue Anlage für das elektrische Licht in der Stadt gebaut hatte, und Leutnant Schnetter, der etwas hochmütig im Kreise herumschaute, und ein paarmal in einem wenig angenehmen, schnarrenden Ton fragte, wo denn die Damen blieben.

Die Gesellschaft war selbstverständlich über diesen neuen Gast nicht sonderlich erbaut, zumal dessen allzu selbstbewußtes Auftreten zum Teil wohl komisch, mehr aber verletzend aufgefaßt wurde. Da er dann nicht müde wurde, von seinen Liebesabenteuern zu erzählen, was die älteren Herren langweilte, wurde das Gespräch abgelenkt.

„Nun, Herr Ingenieur," unterbrach der Hausherr, „wann werden wir denn unser elektrisches Licht in der Stadt aufdrehen können?"

„Es ist alles fertig," erwiderte dieser, „in den ersten Tagen der kommenden Woche werden alle Flammen losgelassen."

„Bravo," darauf der Pfarrer, „so werden wir in der Welt nicht mehr zu den Rückständigen zählen. Aber eine Flamme leuchtet schon in der Stadt, seit Herr Ingenieur hergekommen sind, viel bewundert von alt und jung —"

„Wüßte nicht?" fuhr lächelnd der Pfarrer fort, „Ihre allerliebste junge Frau. Ein so ideal schönes Wesen gibt es nicht wieder im ganzen Bezirk."

„Das will ich bestätigen," ergänzte der Bezirksrichter, „selbst die Frauen sind von dem liebreizenden Madonnengesichtchen entzückt. Und wie einfach und geschmackvoll sie sich kleidet. Ich freue mich auf jedes Begegnen. Wie lange sind denn Herr Ingenieur schon glücklicher Gatte?"

„Gerade wird es nächsten Sonntag ein Jahr, daß ich sie heimführte. Es geziemt sich wohl nicht, seine Frau zu loben, ich kann aber nur sagen, wir leben recht glücklich miteinander."

„Aber, Herr Ingenieur, so genau nehmen wir's nicht; für ein nächstes Mal wird sie herzlich willkommen sein."

Der Ingenieur verneigte sich und antwortete verlegen lächelnd: „Wir werden nicht ermangeln, unsere Anstandsvisite zu machen."

Aufmerksam hatte der Offizier das Gespräch verfolgt. „Das wäre ja was für mich," dachte er und bemerkte, naiv lächelnd: „Nur schade, daß ich bei dem nächsten Jour nicht mehr da sein werde; wäre mir ein Vergnügen gewesen, eine so bewunderte Schönheit kennen gelernt zu haben."

Er drehte sein Schnurrbärtchen und fuhr etwas zögernd fort: „Wäre es denn nicht möglich, daß Herr Ingenieur Ihre Frau Gemahlin noch zum heutigen Abend holen?"

„Ach, das geht doch nicht," meinte dieser abwehrend, „sie ist ja gar nicht vorbereitet für einen Besuch."

„Beglücken Sie mich mit der Erlaubnis — ich hole sie —," sagte der Leutnant resolut.

Allgemeines Staunen, dann Lachen über die Kühnheit des Don Juan.

„Aber wie und wo haben Sie diese vielbewunderte Blume kennen gelernt? Das würde mich in hohem Grade interessieren," sagte die Hausfrau, die ja gern etwas erzählen hörte. „Sie ist wohl eine Wienerin?"

„Da könnte ich auch was profitieren," bemerkte der Leutnant.

„Jawohl, meine Frau ist eine Wienerin und Tochter einer hochachtbaren Beamtenfamilie. Kennen gelernt habe ich sie auf eine originelle Art, wie es wohl selten vorkommen mag — eigentlich bei einer eklatanten Untreue."

„Ah, erzählen Sie," ertönte es von allen Seiten. — Und zögernd begann der Ingenieur „Ich fürchte nur die Herrschaften zu langweilen, denn schließlich bleiben sich ja Liebes- und Heiratsgeschichten alle so ziemlich gleich. Der Herr Leutnant hat ja deren schon so viele zum Besten gegeben, daß mein Erlebnis dagegen etwas harmlos ausfallen dürfte."

„Nein, nein," rief scherzend der Bezirksrichter, „wir wollen einmal auch eine „wahre Geschichte" hören; nur beginnen; also der Herr Ingenieur hat das Wort!"

Und er begann: „Ich habe, wie die Herrschaften ja sehen, ein gewisses Schwabenalter bereits erreicht — in angestrengten Studien, Reisen und in der Ausübung meines Berufes. Ich empfand nun allgemach das Bedürfnis nach häuslicher Ruhe und wollte mich nach einer Lebensgefährtin umsehen. Leider entdeckte ich, daß mir dazu jedwedes Talent fehlte. Meine Unbeholfenheit und teilweise auch Schüchternheit standen mir überall im Wege. Schon gab ich die Hoffnung auf und wollte mich in mein Schicksal fügen, ein alter Junggeselle zu werden.

Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Eines Tages führte mich mittags der Weg zur Post, einen rekommandierten Brief aufzugeben.

Als ich zum Schalter kam, stand vor mir ein junges Mädchen, welches mir mit einer gewissen Absicht den Rücken zukehrte. Mit schüchterner Stimme fragte sie das alte Postfräulein, ob nicht ein Brief postlagernd da sei, unter der Chiffre „Amor 100".

Man sollte sich eigentlich zum Gesetz machen, die nämliche Sache nie mehr als einmal, höchstens zweimal zu erzählen; denn man gewöhnt sich, indem man die Erzählung ausschmücken, oder mit anderen Worten geben will, unwermerkt ans Lügen.

Sie erwiderte ziemlich barsch: „Nichts da."

Unwillkürlich stand der Drache auf, durchblätterte flüchtig die Briefe vom Fache „A" und wiederholte mit überlauter Stimme nochmals: „Nichts da."

Zaghaft wandte sich das Mädchen um, und nun sah ich erst das unschuldvolle, schöne Gesichtchen und merkte zugleich, wie sehr es ihr zu Herzen ging, daß der erhoffte Brief nicht eingelaufen war. Die Augen wurden feucht, sie trocknete eine herabrollende Träne mit dem Tuch und schlich recht traurig zur Tür hinaus.

„Armes Mädchen," dachte ich, du empfindest vielleicht zum erstenmal in deinem jungen Leben eine Enttäuschung. Hast neben der Liebe Freuden auch der Liebe Leid kennen gelernt." Ich empfand tiefes Mitleid mit dem jungen Wesen.

Der Zufall wollte es, daß ich auch den nächsten Tag zur selben Stunde beim Postschalter zu tun hatte und fast wörtlich wiederholte sich die Szene mit dem Fräulein, welches wieder erschienen war. Nur daß das Amtsorgan noch unwirscher war und das arme Wesen fast verletzend abfertigte. Die Arme verließ wieder recht niedergeschlagen den Vorraum.

Ich fertigte meine Post ab und ging durch den nahen Park meines Weges. Um die Mittagszeit waren die Wege ziemlich leer. Da sah ich auf einer Bank im schattigen Winkel meine liebe Kleine sitzen und heftig schluchzen. Mich erfaßte so mächtig das Mitgefühl, daß ich ganz mechanisch mich ihr näherte.

Sie wollte ihren Platz verlassen, ich trat ihr aber in den Weg mit den Worten: „Liebes Fräulein, ich kann Sie nicht weinen sehen. Ihnen ist schweres Leid widerfahren. Geteiltes Leid ist halbes Leid, sagt ein Sprichwort, offenbaren Sie mir Ihren Kummer, ich will Sie zu trösten versuchen, Ihnen Hilfe leisten, wenn es in meiner Macht liegt. Kommen Sie zurück auf diese stille Bank und offenbaren Sie einem aufrichtigen Freund, der ich Ihnen sein will, Ihr Herz. Vielleicht hat mich der Himmel gesandt, Ihnen über eine Lebensklippe hinweg zu helfen —".

Ich nahm sie bei der Hand und zog sie zur Bank zurück. Sie sah mich mit ihren schönen Augen an, als ob es ihr willkommen wäre, durch Mitteilung ihr Herz zu erleichtern.

Noch immer mit Tränen kämpfend, begann sie nach kurzer Pause zögernd mit abgebrochenen Worten: „Ach, mein Herr, mir ist nicht zu helfen. Mir bleibt nichts übrig, als" — und wieder hielt sie krampfhaft das Tuch vor die Augen — "als mich von der Welt zu verabschieden."

„Aber, aber," fiel ich ein, „wer wird denn so mutlos sein! Aus jedem Unglück findet sich ein Ausweg und jeden Schmerz heilt die Zeit. Fräulein sind ja noch so jung und unerfahren in den Wechselfällen des Lebens; vertrauen Sie sich dem Rate eines bereits gestählten Mannes an; Sie sollen wieder aufgerichtet werden und die Welt soll Ihnen wieder so schön und freudvoll erscheinen, wie Sie sie in Ihrer Jugend gewiß kennen gelernt."

Und sie begann zu erzählen — eigentlich eine recht einfache, schon hundertfach dagewesene Geschichte, nur daß die Heldin in dem kleinen Roman, bei allem Aufgehen weiblichen Empfindens, eine bewunderungswürdige Charakterstärke offenbarte, was denn zur glücklichen Lösung ihres Schicksals führte.

Als einzige Tochter eines hochachtbaren Hauses hatte sie eine sorgfältige Erziehung genossen und besuchte, um sich im Gesang weiterzubilden, eine höhere Musikschule. Täglich ging sie denselben Weg durch den Park und da kam es, daß sie regelmäßig einem schmucken Leutnant begegnete.

Und wie dies schon ergeht, erst kreuzten sich die Blicke, dann folgte einmal eine Ansprache, dann ein Rendezvous im Park, in einer Galerie und Amor hatte hundert Fesseln um sie geschlungen. Zum erstenmal war Grete verliebt und schwelgte in namenlosem Glück.

Vor den Eltern blieben die Zusammenkünfte Geheimnis. Briefe holte sie sich stets von der Post unter „Amor 100" ab.

Der Leutnant nannte seinen adeligen Namen, erzählte von seinen Gütern; Grete fühlte sich schon als Braut und ihr ganzes Sinnen und Denken gehörte nur mehr ihrem Arthur. Wiederholt legte sie ihm nahe, sich bei ihren Eltern vorzustellen, doch stets wich er aus und vertröstete sie auf später. So vergingen glückliche Wochen.

Wieder saßen sie einmal bei einem Rendezvous beisammen, als Arthur schweigsamer wurde. Sie war dies nicht gewohnt und fragte nach der Ursache. Nun kam er mit dem Antrag, sie möge zu ihm kommen, er werde ihr in seiner Wohnung etwas Wichtiges mitteilen.

Grete erschrak ob dieser Zumutung und lehnte ganz entschieden ab.

Er drang aber immer energischer in sie, ihm zu folgen. Sie aber blieb bei ihrer verneinenden Antwort.

„Wenn du mich lieb hast, so verlange solches nicht von mir." — Und er: „Wenn du mich lieb hast, so folge mir."

Zum erstenmal gingen sie ernst auseinander. Bei der nächsten Zusamenkunft wiederholte er noch ungestümer sein Verlangen. Grete bat ihn flehentlich, wie könnte sie einen solchen Schritt ihren Eltern gegenüber verantworten?

„Du liebst mich also nicht?" fragte er ganz entrüstet. Sie lieb sich aber, trotzdem sie ihr Herz an ihn preisgegeben, nicht bereden. Sie versprach ihm, ihre Gedanken ausführlich brieflich mitzuteilen, beteuerte ihm ihre Liebe und beschwor ihn, ihren Ruf und den Ruf ihrer lieben Eltern nicht aufs Spiel zu setzen. Er aber war plötzlich wie umgewandelt und verabschiedete sich recht kühl.

Sie durchwachte Nächte in Kummer und Sorge; schrieb ihm einen langen Brief voll Hingebung und Liebe und bat ihn, ihr wie sonst baldigst unter der gewöhnlichen Chiffre „Amor 100" zu antworten — aber es kam kein Brief mehr und auch keine Begegnung mehr.

Schmerzerfüllt saß das verlassene Mädchen neben mir auf der Bank; es wogte in ihrer Brust; sie war aus dem Himmel der Liebe in die nüchterne Alltagswelt wieder zurückgekehrt.

Nun setzte ich mit aller Beredsamkeit ein, die arme, so rauh angefaßte, aber nicht geknickte Blume wieder aufzurichten. Ich schonte anfangs des Wüstlings, der sich dieses engelreine, unschuldige Wesen zum spontanen Zeitvertreib ausgesucht hatte, denn es hätte sie vielleicht noch mehr verletzt, aber in düsteren Farben malte ich ihr den Charakterlosen, der mit dem Empfinden einer schönen Seele frevelhaftes Spiel getrieben. Ich entkleidete ihn der schmucken Uniform und aller sonstigen bestechenden Aeußerlichkeiten und machte ihr klar, daß zum dauernden Erdenglück eines Mädchens der lautere Charakter eines Mannes die alleinige Grundlage bildet. Und ich fuhr beiläufig fort: „Ihnen, liebes Fräulein, die Sie der Himmel mit so viel Anmut und Schönheit beschenkt hat, liegt die ganze Welt zu Füßen. Sie werden den finden, den Sie beglücken und der auch Sie beglücken wird. Vergessen Sie die kleine Episode, die Prüfung, die Sie durchgemacht und glänzend bestanden haben; blicken Sie freudig in die Zukunft, Sie haben noch nichts verloren, aber Sie haben die Ueberzeugung gewonnen, wie schlecht auch die Welt sein kann. Freuen Sie sich des Lebensfrühlings — eine Blume unter Blumen. Sehen Sie die Rosen hier auf der Wiese, sie blühen für Sie und freuen sich mit Ihnen, daß Sie einem Unheil entronnen sind; und die Bäume haben ihr Laubdach für Sie gebaut, und so heiter wird er Ihnen bleiben, wenn Sie einst mit einem Würdigen zum Altar wandeln werden!"

Sie hatte mir aufmerksam zugehört und drückte mir innig die Hand. Ich danke Ihnen, mein Herr, für die schönen Worte, die Sie mir gewidmet, ich will sie beherzigen."

Wir verabschiedeten uns. Das Mädchen war sichtlich ruhiger geworden. Ich sah ihr lange nach, dann verschwand sie in einer Seitenallee.

Und — wir fanden uns öfter am selben Plätzchen und stets freute ich mich auf die Unterrichtsstunde, denn so faßte ich mein Beisammensein mit Grete auf. Ich hielt ihr förmliche Vorlesungen über die Pflichten des Lebens, seine Freuden und Leiden und über die guten und bösen Menschen. Grete war meine aufmerksame Schülerin.

So waren drei Wochen vergangen. Da wurde mit dem Bau des hiesigen Elektrizitätswerkes begonnen und ich mußte hierher übersiedeln. Bei einer Zusammenkunft in unserer Gartenlaube erzählte ich meiner bereits vollständig genesenen Patientin noch allerlei heitere Geschichten und zum Schlusse — es war für sie allerdings eine große Ueberraschung — nahm ich in schönen Worten Abschied und gab ihr die besten Wünsche für ihre Zukunft mit.

Eine leichte Blässe überflog ihr liebes Gesichtchen; sie reichte mir die Hand und dankte in stockenden Worten für all die schönen Stunden, die ich ihr gewidmet, für die innige Teilnahme an ihrem Mißgeschick — und noch ein Händedruck und wir gingen jedes seiner Wege.

Ich mochte beiläufig hundert Schritte gegangen sein, als ich mich umwandte, um noch einen Blick nach unserem Rendezvous-Plätzchen zu werfen. Wie war ich jedoch überrascht — Grete stand hinter mir.

„Fräulein Grete?" sprach ich fragend. — Und sie, indem sie mir die Hand entgegenstreckte: „Herr Ingenieur, wollen Sie mich wirklich verlassen?" In ihren süßen Blicken las ich mehr als bloße Freundschaft.

Wir standen uns einige Augenblicke stumm gegenüber. Dann sprach ich: „Fräulein Grete, holen Sie sich morgen auf dem Postamt, wo wir uns kennen gelernt haben, einen Brief unter der Chiffre „Amor 100" ab.

Da leuchteten ihre schönen Augen verklärt auf — wir sprachen kein Wort mehr — hielten uns an beiden Händen und gingen dann beglückt voneinander. In acht Tagen darauf waren wir Verlobte. — So, jetzt haben die Herrschaften gehört, wie ich zu meiner Frau kam."

Ein allseitiges „Bravo, Bravo!" belohnte den Erzähler und die Frau des Hauses hob das Glas auf die Frau Ingenieurin: „Den Jahrestag der Hochzeit wollen wir nächsten Sonntag hier festlich begehen."

Die ganze Gesellschaft stimmte bei fröhlichem Gläserklang ein.

Der Ingenieur dankte verlegen in schlichten Worten für die seiner Frau erwiesenen Ehren.

„Aber," bemerkte der Bezirksrichter, „wo ist denn der Herr Leutnant hingekommen?"

„Er ist plötzlich verschwunden."

„Gerade beim interessantesten Teil der Erzählung hat er den Tisch verlassen," ergänzte der Pfarrer.

Die Hausfrau klingelte dem Mädchen. Dieses kam und berichtete, daß dem Herrn Leutnant plötzlich unwohl geworden. „Es sei ein Schwindelanfall," habe er bemerkt, und das Haus verlassen. Er lasse sich bei der Gesellschaft höflichst entschuldigen.

Albert Ballins Glück und Ende.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ereignete es sich gar nicht selten, daß Otto v. Bismarck durch Gerson v. Bleichröder und den Pariser Rothschild wichtige Mitteilungen an Napoleon III. gelangen ließ. Pflegte sich doch der Kaiser der Franzosen nicht nur über die politische Lage in der denkbar intimsten Art mit Baron James Rothschild zu unterhalten, und der Bankier fand die Tür zum Arbeitskabinett des Monarchen jederzeit offen. Auf der anderen Seite gab es in der inneren wie in der äußeren Politik, im privaten wie im öffentlichen Leben kaum etwas halbwegs Wichtiges, was Bismarck mit seinem lieben Bleichröder nicht besprochen hätte. Selbst vor seinen Kollegen Roon und Moltke ist der erste Kanzler des Deutschen Reiches niemals so sehr aus sich herausgegangen, wie vor seinem vertrautesten jüdischen Freunde.

Was der Freiherr James v. Rothschild bei Napoleon, was Bleichröder bei Bismarck gewesen, das war Albert Ballin bei Wilhelm II. Seit Alfred v. Krupp und der Frhr. v. Stumm-Halbey physisch tot waren und der Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld für den deutschen Kaiser moralisch nicht mehr lebte, erreichte keiner Albert Ballins Einfluß auf den damals noch mächtigsten Fürsten der Welt.

Und nun hat Ballin selbst seinem erfolgreichen Leben ein Ende gemacht, als er die Waffenstillstandsbedingungen erfuhr, während Wilhelm II. als abgedankter Kaiser und König auf fremder Erde in der Verbannung weilt.

Vier Eigenschaften dankte Albert Ballin die Dauerhaftigkeit seiner Beziehungen zu dem als launenhaft verschrieenen Monarchen: seinen schier unendlichen Personenkenntnissen, seinen märchenhaften Erfolgen bei der Hamburg-Amerika-Linie, seiner Beweglichkeit und seiner Uneigennützigkeit.

Ballin kannte die Mitglieder der Berliner Hauje finance und die Großindustriellen in allen Teilen des Deutschen Reiches ebenso genau wie die wichtigen Personen in Paris und in der Londoner City, wie die bedeutendsten Kapitalisten Amerikas. Ballin war — eine nicht ganz unbeträchtliche Tatsache — eng befreundet mit Sir Ernest Cassel, den man einen der allerreichsten Bankiers Londons nannte, und der in ebenso hohem Grade das Vertrauen Edwards VII. besaß, wie Ballin das Wilhelms II. Cassel war oft als Gast des deutschen Kaisers in Berlin, und der Monarch hatte mit dem Freunde seines Oheims manche geheime Unterredung, von der sogar die Kanzler nichts hören durften . . .

In der gesamten deutschen Industrie gab es keinen Mann, der für die Entwicklung des Reiches auch nur annähernd so wichtig geworden wäre, wie Albert Ballin. Emil Kirdorf und August Thyssen haben für die Eisen- und Kohlenindustrie Großes vollbracht, Emil Rathenau hat in Berlin eine riesenhafte Elektrizitätsindustrie aus dem Nichts hervorgezaubert, ihre Lebensarbeit reicht an die Ballins nicht heran.

Er kam aus ganz kleinen Verhältnissen und arbeitete sich durch die grandiose Organisation des Zwischendecktransports in die Höhe. Erst in dem Augenblick, als er (mit 29 Jahren) bei der Hamburg-Amerika-Linie in den Vordergrund der Gesellschaftsgeschäfte trat, ging das Unternehmen mächtig vorwärts.

* * *

In seinen Schilderungen über Deutschland widmete der Franzose Huret Herrn Ballin einen langen Artikel, und bezeichnete ihn als eine der markantesten Figuren des modernen Handels- und Unternehmungsgeistes. Der französische Schriftsteller schrieb damals: „Wer ist dieser Herr Ballin, der „Freund des Kaisers"? Woher kommt er? Jude von Geburt, ist er der Sohn eines Auswanderungsagenten, das heißt, eines der Menschen, die von der Gesellschaft in arme Gegenden ausgeschickt werden, um die Bauern oder Arbeiter zur Auswanderung zu ermutigen, sich zu ihrer Verfügung zu stellen, ihnen die Verwicklungen und Verlegenheiten der Reise zu sparen und sie schließlich nach dem Hafen zu lenken, dem sie attachiert sind, um der Gesellschaft, in deren Dienst sie stehen, Profit zuzuführen.

Herr Ballin trat ebenfalls in den Dienst der Carr-Gesellschaft und verstand es bald, sich unersetzlich zu machen. Als diese (die Carr) von der „Hamburg-Amerika" aufgenommen wurde, ging auch Herr Ballin mit in den Dienst der letzteren über und wurde Direktor des Auswanderungsbureaus. Nach und nach verstand er es, zum Generaldirektor ernennen zu lassen, anstelle eines Mannes, der übrigens für diesen Posten nicht befähigt genug gewesen war. Seither entledigte sich Herr Ballin aller, die ihn genierten, und machte im Laufe von zwanzig Jahren aus der „Hamburg-Amerika" das, was sie heute ist.

Ich kann hier sein arbeitsreiches Leben nicht schildern. Aber seinen letzten Streich, der einer der gelungensten war, will ich erzählen. Die Gesellschaft besaß drei alte Schiffe, deren sie sich gerne entledigen wollte; sie waren zu alt und fraßen zu viel Kohle. Alle Welt fragte sich: „Was wird Herr Ballin mit diesen Schiffen anfangen?" Aber Rußland suchte eben eine Flotte, um sie nach Tsusima zu führen . . . Herr Ballin verkaufte der russischen Regierung diese drei schwimmenden Baracken für teueres Geld, wobei er sich dachte: „Was die Japaner damit anfangen werden!"... So strich die „Hamburg-Amerika" im Jahre 1904 nicht weniger als 34 Millionen Gewinn ein. Es heißt, daß Wilhelm II., der sonst nicht boshaft war und seinen russischen Kusin sehr liebte, über dieses Geschichtchen viel gelacht hat . . .

Ballin war ein feiner Höfling, aber gleichwohl besaß er den Sinn für seine eigene Würde und hochachtbaren Mut; Jude von Geburt, ist er Jude geblieben. Man erzählt, der Kaiser habe Herrn Ballin vor Jahren das Ministerium für öffentliche Arbeiten angeboten, ein Gerücht, dessen Bestätigung noch immer fehlt. Sicherer aber ist, daß Wilhelm II. ihn in den Adelsstand erheben wollte und daß er unter höflichen Formen dem Kaiser zu verstehen gab, er verzichte auf den Adelstitel. Man sagt ihm sogar ein Wort nach, das unvergleichlich wäre, wenn er es wirklich ausgesprochen hat. Als ihm der Kaiser ein Ministerportefeuille anbot unter der Bedingung, daß er sich vorher taufen lasse, erwiderte Herr Ballin: „Majestät, ich bin Jude aus Ueberzeugung!"

Eine Farmerbewegung.

Der bekannte Soziologe Rev. Dr. John Ryan hat seine Ansicht über die Farmer-Bewegung, die im Verlaufe des letzten Jahres im Nordwesten sich ausgebreitet hat, folgendermaße ausgesprochen: Die Non-Partisan Liga-Bewegung wird, während sie nicht bestimmt mit der sozialistischen Idee in Verbindung zu setzen ist, zu stark, um ignoriert werden zu können. Merkwürdigerweise findet man, daß die Farmer eine Organisation von solcher Stärke zustande bringen konnten, obwohl wenig Zweifel darüber besteht, daß, wie die Liga stärker wird, sie weniger radikal und weniger dem Sozialismus ähnlich werden wird. Das gegenwärtige Programm der Liga ist indes viel zu radikal, um praktisch zu sein.

In Alt-Rom.

Auf Zubereitung und Einnahme der Mahlzeiten großes Gewicht gelegt.

Von Ernst Eckstein.

Je schlichter die Lebensweise einer Epoche, um so weniger unterscheiden sich die einzelnen Mahlzeiten. Es gibt Dörfer in Deutschland, wo man dreimal am Tage Kartoffeln mit Buttermilch aufträgt; anderwärts ebenso oft Fische, wenn auch mit einiger Abwechslung in der Form.

Dieser These entsprechend, kannte denn auch das alte Rom — das Rom der Königsepoche, der punischen Kriege und so weiter — keine wesentliche Differenzierung zwischen der Morgen-, Mittags- und Abendmahlzeit. Diese Trennung vollzog sich erst mit dem Sinken des Freistaats unter dem Einflusse der hellenischen und asiatischen Ueppigkeit.

Im altrepublikanischen Rom war Nationalgericht der auch später noch vielgenannte „Puls", ein Brei aus Speltmehl, der anfangs sogar die Stelle des Brotes vertrat — ähnlich wie in Alt-Hellas die Gerstengrütze. Valerianus Maximus und Plinius berichten uns übereinstimmend, daß selbst die Aristokraten der Urzeit „mehr Brei als Brot" genossen; Juvenal erwähnt die „dampfenden Speltbreitöpfe" als Hauptmahl der vom Pfluge heimkehrenden Bauernsöhne; ja, Plautus, der alte Komödiendichter, gebraucht zur Bezeichnung der Römer schlechthin das Wort „Breiesser", etwa so, wie heutzutage der Franzose den Deutschen „Sauerkrautesser" oder der Deutsche den Engländer „Beefesser" (wenn nicht gar Beefsteat") nennt.

Außer dem Speltbrei verzehrte man Hülsenfrüchte und zwar vornehmlich Kichererbsen, grüne Gemüse und Obst. Fleisch dagegen wurde nur ausnahmsweise genossen — im Gegensatz zu dem heroischen Zeitalter Griechenlands, das sich an Bratfleisch jeglicher Art nicht genugtun konnte. Beiläufig eine glänzende Widerlegung gewisser vegetarischer Lehrsätze: denn aus den fleischvertilgenden Zeitgenossen Homers entwickelten sich die Zeitgenossen des Perikles, reich gesegnet mit allem, was menschlich edel, schön und harmonisch ist, während sich aus den ehrbaren Speltbreiessern der Siebenhügelstadt die bestialischen Gladiatorenschlächter, die Virtuosen der Grausamkeit und Brutalität entwickelten. Den Aposteln der „naturgemäßen Lebensweise" zufolge hätte das Umgekehrte der Fall sein müssen.

Im letzten Jahrhundert der Republik hatten sich die Mahlzeiten beinahe durchweg so gesondert, wie dies früher bereits in Hellas geschehen war: in das erste Frühstück, das zweite Frühstück und die an den Schluß des Arbeitstages verlegte Hauptmahlzeit.

Diese Einteilung gilt bekanntlich noch heute in allen romanischen Ländern; durch die romanisierten Normannen kam sie auch — etwas modifiziert — nach England, während die Länder germanischer Zunge, nicht eben zum Vorteil ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, beinahe durchweg dabei verharren, die Hauptmahlzeit in die Mitte des Tages zu verlegen und so die Leistung der zweiten Arbeitshälfte durch das Verdauungsgeschäft zu beeinträchtigen.

Der erste Imbiß hatte den Namen „Jentaculum".

Da die Römer von jeher Frühaufsteher gewesen — selbst die feierlichen Empfänge der Imperatoren fanden kurz nach Aufgang der Sonne statt — so fiel das Jentaculum, wenngleich eine bestimmte Stunde dafür nicht feststehen mochte, oft gegenug in die kaum erst beginnende Morgendämmerung, wurde also, da sich die Wohnräume der alten Quiriten ohnedies nicht durch große Helligkeit auszeichneten, vielfach bei künstlerischer Beleuchtung genossen.

Der oben erwähnte Speltbrei, der sich auch als Mittags- und Abendgericht bis in die spätere Epoche einer großen Beliebtheit erfreute, bildete bei den Römern der Kaiserzeit vielfach den Grundstock dieses Jentaculums, namentlich auf dem Lande.

In der Stadt genoß man seit Errichtung der öffentlichen Backstuben ebenso häufig Brot, etwa in Milch gereicht, während die Griechen ihr Frühstücksbrot bekanntlich in ungemischten Wein tunkten.

Die Bäcker, die ihre dampfende Ware von Tür zu Tür tragen oder auf offener Straße feil bieten, werden ebenso oft genannt wie die Schuljungen mit den sie begleitenden Sklaven (Pädagogen): beides charakteristische Typen für die Morgendämmerungsphysiognomie der cäsarischen Siebenhügelstadt.

Je nach Bedarf und Geschmack genoß mag zum ersten Frühstück auch Eier, getrocknete Weintrauben, Oliven, insbesondere auch Käse.

Im allgemeinen jedoch blieb das Jentaculum selbst der Schwelger und Schlemmer vergleichsweise einfach — vielleicht schon aus dem zwingenden Grunde, weil man mit Rücksicht auf die gleich zu Tagesanfang sich aufdrängenden gesellschaftlichen Verpflichtungen wenig Zeit dazu hatte.

In der sechsten Stunde, das heißt also nach unserer Zeitrechnung um elf Uhr vormittags, nahm man das zweite Frühstück, das „Prandium", ein. Der Name wie die Sache hat sich im italienischen „Pranzo" erhalten. Das Verhältnis des Prandium zu der am Nachmittage stattfindenden Haupt-Mahlzeit, der „Coena" — italienisch „Cena" — ist vollkommen das gleiche wie das zwischen dem „Dejeuner" und „Diner" der Franzosen. Das Prandium bestand, je nach Umständen, aus warmen oder kalten Gerichten; sehr häufig wurden die Ueberbleibsel der vortägigen Hauptmahlzeit dazu hergerichtet. Fische, Eier, Hummern und andere Schaltiere scheinen als Prandiumgerichte sehr beliebt gewesen zu sein; auch servierte man die oben erwähnten grünen Gemüse, besonders die hundertfältig erwähnten Kohlsorten, meist nach Art der italienischen „Broccoli" in Oel oder Fett.

Zum Prandium genoß man auch geistige Getränke: leichtere Weine, mit Wasser verdünnt, oder „Mulsum" — den römischen Weinmet — eine Mischung aus Wein und Honig; ferner, was unserem Geschmack nicht gerade entsprechen würde, eine Art Punsch oder Glühwein, „Calda" geheißen, der, wie alle Tafelgetränke, vermittelst der Schöpfkelle aus der Bowle in die Gläser gegossen wurde.

Zwischen dem Frühstück und der Hauptmahlzeit fanden so ernste und gewichtige Dinge statt, daß wir nicht annehmen können, es sei bei dem Prandium wirklich gezecht worden. Eine Verordnung bestimmte, daß die gesetzgebende Körperschaft nach Sonnenuntergang keine rechtsgültigen Beschlüsse mehr fassen könne; schon hieraus erhellt, daß die hohe Versammlung mit Vorliebe in den Nachmittagsstunden, also zwischen Prandium und Coena, ihre Sitzungen abhielt. Auch Gerichtsverhandlungen, öffentliche Vorträge, zum Beispiel die Rezitationen neu vollendeter Dichtwerke und so weiter, fanden am Nachmittag statt. Zu all diesen Obliegenheiten konnten die Römer die Frühschoppenschläfrigkeit, wie sie aus einem Mißbrauch des Prandium erwachsen wäre, unmöglich gebrauchen. Frühstückszecher sind daher nur in den Reihen jener vornehmen Nichtstuer zu suchen, die sich bis ein, halb zwei Uhr im Speisegemache gütlich taten, dann ein Bad nahmen und sich schließlich in ihrer seidenverhangenen Sänfte hinaus in die Baumgänge des Campus Martius tragen ließen, wenn sie nicht vorzogen, ein südhispanisches oder kappadocisches Pferd zu besteigen. Heimgekehrt verfügten sie sich dann in das Ankleidezimmer, warfen anstatt der Toga die farbige Synthesis über und harrten der Coena, die für sich nur eine gesteigerte Fortsetzung des Frühstücks bedeutete.

Die Hauptmahlzeit fiel, wie gesagt, auf das Ende des Arbeitstages, durchschnittlich halb drei und halb vier, was der Sache nach mit dem Sechsuhrspeisen der modernen Spanier, Italiener, Franzosen etc. identisch ist, da ja die Römer, ihrem Frühaufstehen entsprechend, sich in der Regel zeitig zu Bett begaben.

Im Sommer, wo man im Süden überhaupt weniger Arbeit zu leisten pflegt, scheint man früher gespeist zu haben als in der kühleren Jahreszeit; je nach den Obliegenheiten, die man zuvor noch erledigen mußte, schob man im Winter die Coena bis gegen vier, ja halb fünf Uhr hinaus. Wollte man ganz besonders schwelgen und zechen, so setzte man das Diner früher an; daher denn ausschweifende Tischgelage von den römischen Schriftstellern „zeitige" genannt werden, was für uns einen Widerspruch zu enthalten scheint.

Wie noch heutzutage dem Romanen und vor allen übrigen dem Franzosen die Hauptmahlzeit als der Glanz- und Gipfelpunkt des Tages erscheint, nicht nur zur leiblichen Erquickung, sondern auch zur geistigen und gemütlichen Erholung geschaffen, so beging auch der klassische Römer die Coena mit einer breiten Behaglichkeit und Feierlichkeit. Der Deutsche, der sein Hauptmahl zwischen zwei Arbeitsepochen einnimmt, ist schon vermöge dieser unglückseligen Anordnung zu einer gewissen Hast genötigt. Seine Gedanken weilen schon, während er noch zu Tisch sitzt, bei den Obliegenheiten, die ihn bald nachher wieder in Beschlag nehmen werden es fehlt ihm das freie Sichgehenlassen, das Bewußtsein, mit allen Forderungen der Pflicht geschlossen zu haben und nun [illegible] Seinen völlig Mensch zu dürfen.

— Rauchen — mit Unterschied. So sind die Frauen! Wenn der Küchenofen raucht, finden sie es ganz in der Ordnung, weil doch auch so ein Ofen gelegentlich sein Vergnügen haben will; wenn aber der Mann rauchen will, gleich schlagen sie Lärm.